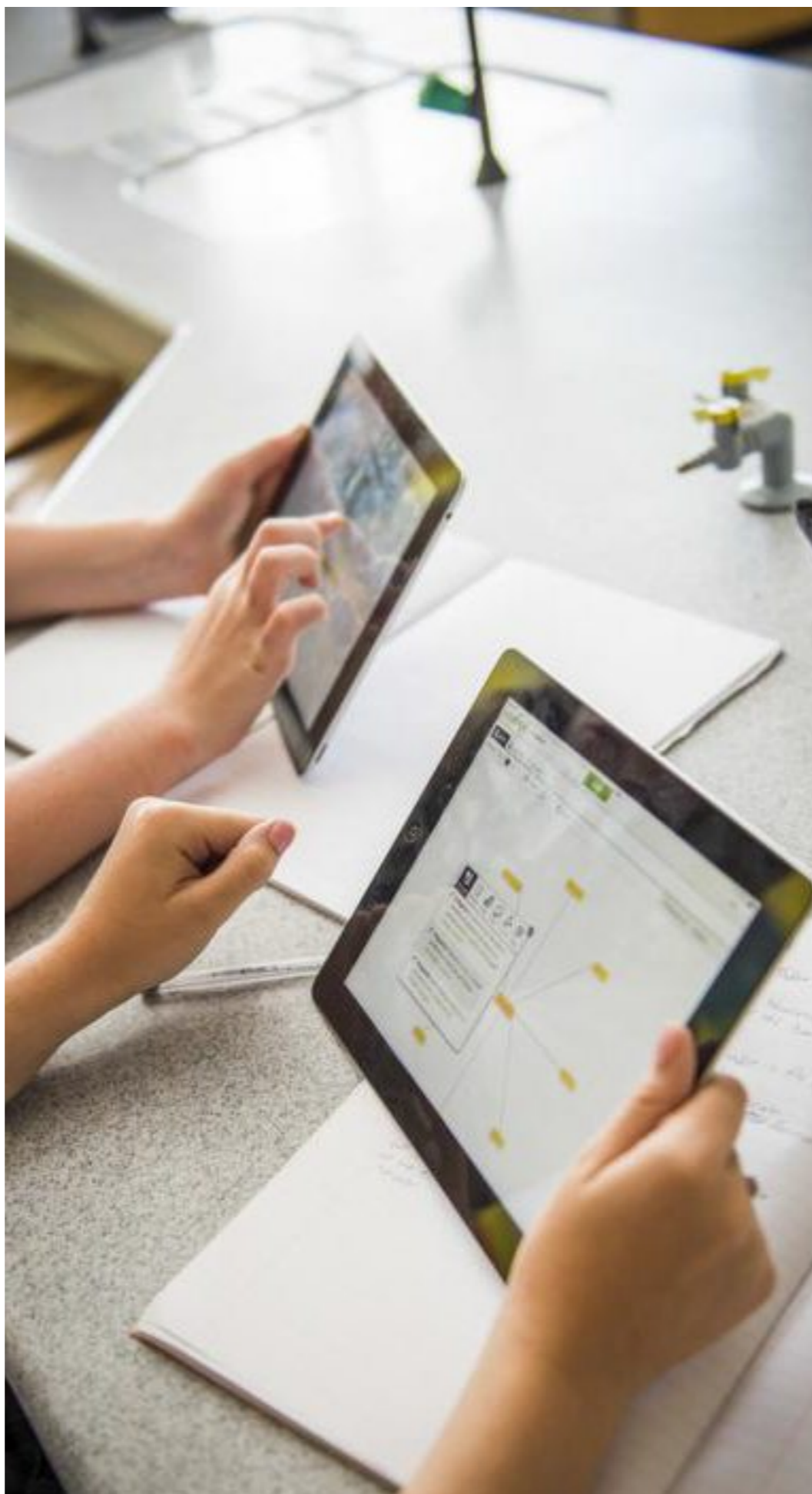


# Bildschirm beerbt Bildungsroman?

Im alten Europa waren Bücher zuständig für unsere Herzensbildung. Jetzt experimentieren die Schulen mit smarten neuen Medien. Doch noch stiften sie keine Meistererzählung ♦ Heiko Christians



Ob neue Medien zur Identitätsbildung ganzer Nationen und Generationen beitragen wie Romane?

Was man sich heute mehr denn je für Europa erhofft, ist ein verbindendes und verbindliches Identitätsangebot an seine Bürger. In den Kulturwissenschaften nennt man das etwas gestelzt ein Narrativ. Der Politologe Benedict Anderson nannte es 1983 eine „imagined community“. Sein Beispielfall war die Romanliteratur der um 1900 nach Unabhängigkeit strebenden indonesischen Nationalbewegung. Es ging um Bildungsromane einer jungen Generation, deren Helden sich schon überall dort das neue Indonesien vorstellten, wo die Mehrzahl der Leser noch die alte, herzlich engmaschige Bürokratie der niederländischen Kolonialmacht am Werk sah.

Wichtig an diesem Beispielfall aber ist nicht der dafür gefundene Begriff, sondern dass er als medialer Effekt analysiert wurde. Es handelte sich nämlich um unzählige individuelle, simultan ergehende Romanlektüren, die die poetische Vorstellungskraft der vielen folgenreich mit einem politischen Projekt der wenigen kurzschlossen.

Bildung – das weiß man schon lange – hat nicht nur im Falle von sich bildenden Nationalstaaten auf undurchsichtige Weise mit dem Lesen zu tun. Für ein auf Bildung zielendes Lesen und Lernen brauchte es auch beim Einzelnen lange Zeit angeblich einfach nur die richtigen Bücher. Und ja, vielleicht ist ja irgendetwas in Sachen Portionierung und Zugänglichkeit des Stoffs, irgendetwas in Sachen Bearbeitungstechnik und Eindringlichkeit am Buch und seinen bedruckten Seiten, das ihm lange Zeit einen solchen Vorsprung sicherte.

Als vor einigen Monaten aus Finnland die Meldung eintraf, dass man sich dort dazu entschlossen hatte, die handschriftliche Grundausbildung von Schülern zugunsten von Tablets einfach dranzugeben, saß der Schock im Rest Europas tief. Warum aber wird die Bildungsdiskussion ausgerechnet von solchen rein technischen Umrüstungswellen so erschüttert? Techniken verhalten sich doch gegenüber Inhalten zunächst neutral. Das Buch beispielsweise hat genauso sicher wie mit Bildung und Politik auch mit Unterhaltung zu tun.

Man kann denselben Roman – nehmen wir Thomas Manns „Zauberberg“ von 1924 – als Vehikel von Unterhaltung wie auch von Bildung lesen. Unterhaltsam ist der ironisch-überlegene Tonfall Thomas Manns zweifelsohne, aber wie soll man denselben Roman als Bildungsprogramm lesen? Ein Vorschlag: Man kann sich lesend so in das Milieu und die metaphysischen Debatten von Romanfiguren versenken, dass der Ernst ihrer Themen, die Plastizität ihrer Gedanken selbst im Fluss der angenehmen Unterhaltung für einen Moment auf den Leser übergreift. Diese Stockung des unterhaltsamen Leseflusses rechtfertigt dann eine Unterstreichung im Text und kann langfristig ein etwas schwerer wiegendes Sinnsediment im Leser auf die Reise schicken, das sich mit gleich gearteten verbindet. Eine solche Kette von Anstreichungen oder Sedimenten ermöglicht dann eine verkürzte, aber intensivierte Zweitlektüre. Das Buch bildet.

Bildung scheint hier gerade nicht in Enzyklopädie, didaktischen Lernschritten oder auch neuesten technischen Zugänglichkeitsstandards aufzugehen, sondern eher in einem handgreiflich-verdichtenden Reflexionsmanagement, in einem folgenreichen *Erlebnishalt* des Lesers, dem die Buchförmigkeit entgegenkommt. Vielleicht lässt sich genau dieser Effekt nicht ganz zu Ende demokratisieren, das heißt mittels gerätetechnischer Umrüstung überall wahrscheinlich machen. Vielleicht sind technischer Wandel und Anverwandlung von Ideen keine Vorgänge, die gänzlich synchronisierbar sind.

Vielleicht werden Bücher nicht zufällig immer noch regelmäßig als Dreh- und Angelpunkte von Bildungsgeschichten identifiziert. „Wer ein Lerner ist“, notierte Peter Sloterdijk bei seiner Analyse der „Schrecklichen Kinder der Neuzeit“, „häuft nicht bloß Informationen an. Er versteht, dass wirkliches Lernen etwas von einer Bekehrung an sich hat.“ Gut jedenfalls, dass man das Buch – als Anleitung und Auslöser für den eigenen fortschreitenden Festigungsprozess – eine Zeit lang überallhin mitnehmen konnte, um es mit Bleistift, Kugelschreiber oder Textmarker gehörig zu malträtieren.

Mit Albrecht Koschorke „Hegel und wir“ liegt jetzt ein Buch vor, bei dem sich anknüpfen lässt. Zunächst drängt sich die Frage auf, wie sich angesichts der zwanzigbändigen Suhrkamp-Ausgabe ein mit dem „Wir“ in Aussicht gestellter Kontakt zu Hegel beim Leser eigentlich ergeben soll. Die Antwort ist einfach: Koschorke Bekehrungserlebnis heißt gar nicht Hegel, sondern Adorno.

In dem wunderbaren Vorwort seiner 2013 gehaltenen Frankfurter Adorno-Vorlesungen schildert Koschorke sein erstes echtes Bildungserlebnis und seine technischen Voraussetzungen. Adornos „Ästhetische Theorie“ ließ sich zunächst einfach besser mitnehmen. Und Koschorke las sie – welch ironischer Kontrapunkt zu ihrem Inhalt – in einer Frankfurter Schrebergartenkolonie. Von der Wichtigkeit und Dringlichkeit fast jedes einzelnen Satzes schnell überzeugt unterstrich der bewegte Student kurzerhand große Teile des Textes mittels Lineal und Stift. Unterbrochen wurde dieser handwerkliche Furor offenbar nur durch kurze, auffeuernde Notate auf den Seitenrändern der adornschen Abhandlung. Es sind Wegmarken des verschärften Inhalierens eines den Novizen ohnehin schon benebelnden Stoffs. „Aus heutiger Sicht“, schreibt Koschorke, „ist mir die Hingabe, mit der

ich mich damals dem Studium von Adornos Schriften gewidmet habe, rätselhaft.“

Immerhin passt Hingabe gut zur Bekehrung. Diese hält wie jene eine Weile, um dann von der nächsten abgelöst zu werden. Anders als die religiöse Bekehrung führt das nachhaltige Bildungserlebnis – wenn nicht zur Unabhängigkeit eines politischen Verbandes – meistens (nur) zurück in die Welt der vielen Bücher. Bei Koschorke folgt auf Adorno zunächst wiederum Adorno. Es sind die „Noten zur Literatur“. Was er sich hier unterstrichen hat, gibt er in einer Fußnote wieder: „Etwas erzählen heißt ja: etwas Besonderes zu sagen zu haben, und gerade das wird von der verwalteten Welt, von Standardisierung und Immergleichheit verhindert.“ Es bleibt seine Losung.

Der faszinierte Leser identifiziert den adornschen Gegensatz von Erzählen und Verwaltung, von Standardisierung und Besonderheit schnell auch als Kompass von „Hegel und wir“. Denn woran denken wir bei Standardisierung und Verwaltung? Richtig – an Brüssel! Und woran denken wir, wenn Standardisierung und Verwaltung in einen Gegensatz zum „Erzählen von Besonderem“ gebracht werden? Richtig – an Bologna!

Kurz: Wir stoßen auf den Gegensatz von Verwaltung und Bildung. Das Brüssel zu Hegels Zeiten, und damit sind wir nun mitten in Koschorkes Vorlesungen, aber hieß Berlin.

Wir sind im Jahre 2015, und die Probleme, die Europa uns bereitet, sind bekannt. Wir sind im Jahre 1816, und die Probleme, die sich Preußen stellten, sind uns auf einmal – dank Koschorkes vorlesungsförmig durchgeführter Parallelaktion – auch wieder bekannt: Hegel hält 1816 in Berlin, der Hauptstadt eines von den napoleonischen Heeren zerrütteten Preußenstaates, seine Antrittsvorlesung und formuliert das Programm und den Anspruch seiner Philosophie. Er will ganz Preußen von seiner bedeutendsten Universität aus zu einer umfassenden philosophischen Bildung – zu einem neuen einheitlichen Geist – verhelfen. Dieser soll sich mittels administrativer Flankierung von seinen Universitäten aus auch auf alle seine Untertanen ausweiten lassen.

Das modellhafte Gebilde namens Preußen muss schließlich – als letzter und entscheidender Halt des Weltgeistes im nordischen Protestantismus – auch noch für die übrige Welt ein Vorbild abgeben. Bleibt die Frage, ob es sich lohnt, solche Gegenwartsfragen im europäischen

Kontext ausgerechnet mithilfe des nachweislich unübersetzbaren deutschen Wortes „Bildung“ aus der Zeit um 1800 zu reflektieren? Dessen nicht zu Ende säkularisiertes pietistisch-erbauliches Unterkleidchen lugt schließlich noch durch alle Risse seiner schon etwas unzeitgemäßen Erscheinung. Aber bei Bekehrung, Losung und Hingabe steht ja auch – genau wie in Hegels Philosophie – mehr auf dem Spiel als das schmöde Fortkommen und Optimieren in der diesseitigen Welt.

Denn auch Europa hat bekanntlich ein Bildungsproblem – sowohl bezüglich der eigenen Identität als auch bezüglich seiner Bürger. Das eine, seit Längerem mit Pisa beziehungsweise Bologna überschriebene Problem lautet ganz analog wie folgt: Wie soll man die Selektions- und Qualifizierungsverfahren von Bildungsinstitutionen europaweit synchronisieren, ohne der gewaltigen administrativen Anstrengung eine Idee von ihren Ergebnissen mit auf den Weg zu geben? Eine Idee, die möglicherweise nicht nur von der gesteigerten Reibungslosigkeit der administrativen Anstrengungen selbst handelt.

Mein Antwortversuch führt etwas weg von Koschorke: Das Problem einer fehlenden Idee könnte durchaus in demselben Maße ein medientechnisches sein, wie es zu Hegels (oder Jungindonesiens) Zeiten immerhin auch als ein solches gelöst wurde. Hegels Aufgabe war es ja, schwerstphilosophische Ideen so in Umlauf zu bringen, dass sie jenseits von Erörterungen unter Professoren nachvollziehbare Handlungsanweisungen auf der Verwaltungs- und Ausbildungsebene motivieren halfen.

Die Lösung des Problems resümierte drei Jahre nach Hegels Antrittsvorlesung ein gewisser Karl Morgenstern, indem er einen Teil der Romanpublikationen seiner Zeit zwischen Wielands „Agathon“ und Goethes „Wilhelm Meister“ zum ersten Mal unter dem merkwürdigen Begriff „Bildungsroman“ zusammenfasste. Es wurde tatsächlich auch später immer wieder viel spekuliert, in welchem Maße der zeitgenössische Roman auch die systemphilosophischen Projekte des deutschen Idealismus geprägt hatte.

Der idealtypische Bildungsgang des Geistes beispielsweise in Hegels „Phänomenologie“ wird hier angeführt. Dann aber habe sich Hegels Philosophie, heißt es meistens abschwächend, schnell auch alle anderen Bereiche und Gegenstände der Gesellschaft und der Geschichte integriert und den unterhaltsamen Ausgangspunkt durch metaphysischen Ernst und universalen Anspruch überwunden.

Wenn man allerdings die Perspektive umdreht, wird auch ein Schuh draus: Erst die massenhafte buch- und zeitschriftenförmige Verbreitung der neuen philosophischen Verträge, Kategorien und Ansprüche durch den Roman erhöhte auch die Chancen der Philosophie, auf einer solchen Argumentationslinie gehört zu werden.

Den Roman nannte Roland Barthes in seiner Vorlesung „Wie zusammen leben“ von 1977 einmal „eine modellhafte fiktionale Simulation“. Der scharfe, oft unbarmherzige Blick für die prozesshafte psychische (De-)Formierung des Subjekts und seiner Umgebungen führte seit dem 18. Jahrhundert zu einer permanenten Ausweitung des Geltungsanspruchs dieses Modells. Das trifft das Vorgehen der hegelschen Systemphilosophie schon ganz gut. Tatsächlich hatten viele Betroffene die Vorgehensweise philosophisch angeleiteter Bildungsprozesse schon über weniger angesehene Romane spielerisch aufgenommen.

Für Europa stellt sich also nicht so sehr die Frage, welchem Philosophen man durch einen entsprechenden Lehrstuhl in Brüssel die Aufgabe erteilt, eine für alle verbindliche, ethisch korrekte, identitätsstiftende Metaerzählung zu verfassen, um auf diesem Wege doch noch zu einem Inhalt für den „Bologna“ genannten Reformprozess zu kommen. Es stellt sich auch nicht die Frage, ob Identitätsnarrative als solche entweder per se zu gefährlich oder aber wenigstens gerecht und integrativ genug sind, um Europa voranzubringen. Über ihre Wirksamkeit wird ja ohnehin erst entschieden, wenn sie in den technisch neuartigen Verteilungs- und Gebrauchszyklen der Nachfolgemedien des Buchs ankommen.

Für Europa ist zunächst mit festem Blick auf die allesamt außereuropäischen, vulgo: amerikanischen, technischen Realitäten wie Facebook, Google, YouTube oder Twitter zu klären, ob die Nachfolgemedien des Buchs noch einheitliche Techniken und fiktionale Modellsituationen auf dem Felde der Unterhaltung bereitstellen, die man in gebändigter Form und als Bestandteil von Unterricht und universitärer Lehre wieder in Äquivalente sogenannter Bildungsziele ummünzen kann.

Bevor zu hoffnungsfroh auf die in unseren Schulen und Universitäten aufgestellten Smartboards, verteilten Laptops und Tablets oder vorproduzierten Vorlesungskonserven gesetzt wird, ist noch zu klären, ob Bildungszuwächse tatsächlich in der Neueinrichtung technischer Umgebungen oder gar in hochintellektuellen Debatten über politisch mehrheitsfähige Großerzählungen aufgehen.

Zieht man dagegen Berlin 1816 heran, lernt man, dass erst ein Wissen über die Effekte von Medientechniken jenseits von Niveaufragen uns in den Stand versetzt, anschließend auch so etwas wie Bildungsziele formulieren zu können. Das erst ist Grundlagenforschung für ein neues Europa. Der sagenhaft effektive Parallelschwung von Philosophie und Roman im Zeichen von „Bildung“ war eben an das Buch gebunden. Viel mehr wissen wir noch nicht.

DER BESTE SATZ

LeFloid,  
Ohnedampf  
in allen Gassen

Wer die letzten paar Monate im Urlaub war und deshalb die Interviewaudienz verpasst hat, die die deutsche Macht-

haberin Merkel dem YouTuber LeFloid gewährt hat, sollte sich das unbedingt noch ansehen. (Und wenn nun jemand fragte, was ein YouTuber sei, so müsste man wahrheitsgemäß antworten: „YouTuber“ ist, genau wie „Journalist“, eine ungeschützte Berufsbezeichnung.) LeFloid wurde hier und da für seine Interviewführung kritisiert, aber hinter dieser Kritik steckte erkennbar bloß der Neid irgendwelcher Journalisten, die auch gerne mal so nah an Merkel ran gekommen wären. Tatsächlich hat LeFloid Merkel ihrer eigenen Widersprüche überführt und rhetorisch derart in die Enge getrieben, dass sie den Medienpreis für Sprachkultur in diesem Leben nun gewiss nicht mehr erhalten wird.

Man führe sich nur einmal folgende Gesprächspassage zu Gemüte: Nachdem LeFloid Merkel auf die Diskriminierung Homosexueller durch die fehlende rechtliche Gleichstellung angesprochen hat, sagt sie: „Für mich persönlich ist Ehe das Zusammenleben von Mann und Frau, das ist meine Vorstellung. Aber ich bin für eingetragene Partnerschaften, ich bin dafür, dass wir im Steuerrecht keine Diskriminierung haben, und wo immer wir noch Diskriminierung finden, werden wir die auch weiter abbauen.“ – LeFloid: „Aber ist es dann nicht im Prinzip so ein bisschen Wortklauberei ... Weil das ist für mich immer noch ein Unterschied, es ist nicht das Gleiche ...“

Und was, glaubt man, erwidert Merkel nun auf dieses inhaltliche Argument? Merkel: „Ich glaube, dass man das auch akzeptieren muss, dass es dazu verschiedene Meinungen gibt. Ich sage meine und für mich ist die Ehe das Zusammenleben von Mann und Frau und ich möchte keine Diskriminierung und 'ne mögliche Gleichstellung, aber mache dann eben an einer Stelle einen Unterschied, da haben Sie recht ...“ LeFloid, der alte Dialektikfuchs, fasst in seinem besten Satz zusammen: „Also quasi ... Diskriminierung nein, aber ein Unterschied soll nach wie vor gemacht werden?“ Tja, tappt die Merkelin nun in diese Falle oder nicht? Die Spannung ist sicherlich auf null gesunken, trotzdem hier noch die Auflösung. Merkels Antwort: „Keine Diskriminierung – Ehe als Zusammenleben von Mann und Frau.“

Wer herausfinden will, in wessen Argumentarsenal sich Merkel in der Debatte um die rechtliche Gleichstellung Homosexueller

Die Kolumne  
von Joseph  
Wälzholz



bedient haben könnte, wird unweigerlich auf Peter Handke stoßen. In einem Jahresrückblick, den Handke Ende 2013 für das österreichische Neuwachsmagazin „News“ verfasst hat, stößt man nämlich auf die gleiche antirhetorische Figur, wie sie uns auch in LeFloids Interview mit Merkel begegnet. Dieser Jahresrückblick stammt wirklich und wahrhaftig von Meister Handke selbst und ist unter der Adresse [www.news.at/a/gastkommentar-peter-handke-news-nachzulesen](http://www.news.at/a/gastkommentar-peter-handke-news-nachzulesen).

Es geht dort um dies und das. Beispielsweise schimpft er ein bisschen auf „Barack Ohnedampf in allen Gassen“ (haha). Oder er beteuert, sich an Recht und Ordnung, Moral und Anstand, Zucht und Sitte gehalten haben und nicht einmal wider Willen ein rebellischer Schwarzfahrer gewesen sein zu wollen: „Meine österreichischen Wahrnehmungen beschränken sich auf eine Zugfahrt von Payerbach-Reichenau nach Wien. Ich dachte, man könne sein Ticket im Zug lösen, aber das geht nicht mehr. Der Triumph in den Augen des Schaffners, als er mir 35 Euro abgeklopft hat, sodass ich ihm noch immer eine hineinhalten möchte: Das war mein Österreich-Erlebnis des Jahres.“ Aber am interessantesten ist eben doch die Passage über Homosexuelle. Handke schreibt, er sei „empört dagegen, von Homosexuellen-Ehe zu sprechen: Man soll diese Verbindungen schützen und anerkennen, aber die Ehe ist für mich ein Sakrament, eine einmalige Sache zwischen Mann und Frau.“

Wenige Zeilen darüber bezeichnete Handke sich „als einen der Letzten, die noch utopisch schreiben“. Er befindet sich damit in der glücklichen Lage, dass die Utopie, von der er hier schreibt und der zufolge „homosexuelle Verbindungen“ zwar geschützt und anerkannt, aber diskriminiert werden sollen, schon längst Wirklichkeit ist. In einer bedauernden und unglücklichen Lage befände Handke sich freilich, wenn er mittlerweile meschugge wäre.